

setzung eigener Ziele eingesetzt werden. Einige Denunzianten scheiterten aber auch, indem sie Gefahrenpotentiale thematisierten, die sich mit den obrigkeitlichen Sicherheitsdiskursen nicht berührten.

Beate Althammer untersucht Bilder von Vagabunden im ausgehenden 19. Jahrhundert, die auf viele frühneuzeitliche Motive zurückgreifen, wozu die Massenhaftigkeit und Lästigkeit der Bettlerscharen ebenso gehört wie ihre vorgebliche Gewaltbereitschaft. Interessanterweise fehlte all diesen Auslassungen eine wie auch immer geartete empirische Grundlage, denn Statistiken zum Problem gab es kaum. Jens Jäger wendet sich der Typologisierung von Verbrechen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zu, die im Zusammenhang mit dem Einsatz der Fotografie zur Fahndung steht und die in Filmen wie „M“ von Fritz Lang durchaus eine Rolle spielt. Verbrecher sind an ihrem Habitus und ihrem Körper zu erkennen – und auf die entsprechenden Darstellungen von Polizisten bezogen.

Sprachlich erzeugte Bilder über den Serienmörder Fritz Haarmann stehen im Mittelpunkt des Beitrags von Kathrin Kompisch. Die Vorstellungen von Menschen und Tätern aus den populären Medien beeinflussten das Strafrecht und fanden Eingang in die Vorstellung von Gewohnheits- und Berufsverbrechern, wie Lisa Kathrin Sander zeigt, wobei es auch hier an der empirischen Grundlage mangelte und „Idealtypen“ als „Realtypen“ ausgegeben wurden. Die Folgen waren nach 1933 fatal, als solcherart abgestempelte Menschen in „Sicherungsverwahrung“ genommen werden konnten, was 1945 im Übrigen ja keineswegs endete.

Kriminalität als soziales Problem steht im Zentrum der letzten Beiträge des Bandes. Herbert Reinke schildert das neue Phänomen der „Wohlstandskriminalität“ der 1960er Jahre, das die traditionelle Vorstellung vom Verbrechen aus Armut konterkarierte. Sven Korzilius untersucht das Asozialenstrafrecht der DDR („Parasitengesetze“), das ein Antibild zum „sozialistischen Menschen“ schuf. Matthias Kötter analysiert die Einführung subjektiver Elemente („Sicherheitsgefühl“ der Bürger) in das Strafrecht, Prävention sollte dieses Gefühl stärken. Am Beispiel von Glasgow beschreibt Gesa Helms abschließend die Bilder einer „sicheren Stadt“, die im Zusammenhang mit dem angestrebten Umbau einer zerfallenden Industriemetropole in ein Dienstleistungszentrum stehen – welcher zur Ausgrenzung und Vertreibung als störend wahrgenommener Personen aus dem öffentlichen Raum führte. Die erzeugten Bilder wirken dabei nicht nur nach außen (als Stadtmarketing), sondern beeinflussen auch das Selbstverständnis der Bürger/innen im Innern. Andreas Maisch

Konrad Krimm, Dorothee Mussnug und Theodor Strohm (Hg.): *Armut und Fürsorge in der frühen Neuzeit* (Oberrheinische Studien Bd. 29). Stuttgart: Jan Thorbecke Verlag 2011. 302 S., 7 Abb. ISBN 978-3-7995-7829-5. € 34,-

Der anzuzeigende Band geht auf eine unter anderem von der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein im Oktober 2008 veranstaltete Tagung zurück. Die einzelnen Beiträge befassen sich mit den unterschiedlichen Aspekten von Armut, Krankheit und Fürsorge in der frühen Neuzeit, schwerpunktmäßig in der Region am Oberrhein. Einen übergeordneten Gesichtspunkt bildet der Wandel der Fürsorge weg von der Mildtätigkeit und tätigen Nächstenliebe im Mittelalter aus dem christlich motivierten Caritasgedanken heraus hin zur gezielten Armenfürsorge als normierter Aufgabe der Obrigkeit bzw. des Staates im Verlaufe der frühen Neuzeit.

Der Band gliedert sich in drei Teile, dessen erster überschrieben ist mit „Transformationen des 16. Jahrhunderts“. Hier befasst sich Theodor Strohm zunächst unter dem Titel „Armut

und Fürsorge in der frühen Neuzeit“ mit der Neuordnung der Armenfürsorge im Zeitalter der Reformation unter Einbeziehung einer europäischen Perspektive, wobei er als gemeinsame europäische Entwicklung u. a. eine Laizisierung und Kommunalisierung der Armenfürsorge festhalten kann. Heinrich Pompey untersucht „katholische und reformatorische Prägungsfaktoren des neuen kommunalen und staatlichen Armenwesens am Beispiel der Stadt Straßburg“ mit Vergleichen zu Freiburg i. Br. Er stellt die Entwicklung dar weg vom kirchlich geprägten mittelalterlichen Armen- und Krankenwesen, getragen vom Gedanken an die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe und von den Werken der Barmherzigkeit für das ewige Seelenheil, hin zur neuen Fürsorge unter dem Einfluss der Rechtfertigungslehre der Reformation. Die soziale Wohlfahrtspflege wurde zentralisiert und zur Aufgabe des weltlichen Regiments, wobei in reformierten Gebieten auch Finanzmittel aus konfisziertem Kirchengut eingesetzt wurden. Kritisch ist anzumerken, dass bei der Behandlung der Hospitäler keine neuere Literatur herangezogen wurde (S. 50). Auch die Behauptung, Aussätzige seien im Mittelalter als „gute Leute“ angesehen worden (S. 51), wird in einem späteren Beitrag des Bandes durch eine differenziertere Sicht ersetzt. Dorothee Mussnug arbeitet anhand der „kurfürstlichen Normen zu Armut und Fürsorge im 16. Jahrhundert“ die neuartigen wohlfahrtspolizeilichen Ordnungen protestantischer Prägung heraus, mit einer Bekämpfung der Armut, der Erziehung zur Arbeit und der Versorgung nur wirklich Bedürftiger durch kommunale Instanzen.

Der zweite Teil des Bandes über den „Umgang mit Krankheit und Armut“ wird durch den Beitrag von Elisabeth Clementz zum Umgang mit Leprosen im Elsass im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit eröffnet. Die Leprosen standen zeitweilig zumindest im Verdacht, ihre „Unreinheit“ durch eigenes Fehlverhalten verursacht zu haben (S. 97). Andererseits sah man sie als Vermittler zwischen Himmel und Erde in der Nachfolge des leidenden Christus. Mit Schenkungen an die Leprosen konnte man für sein Seelenheil sorgen. In einem widersprüchlichen Verhalten gegenüber den Leprosen erfuhren sie Ausgrenzung und Fürsorge zugleich. Kirsten Seelbach befasst sich mit der Pest am Oberrhein, den Maßnahmen zur Pestabwehr, etwa durch Bann von Gebieten oder der genauen Beobachtung von Reisenden und benachbarter Gebiete. Den „Umgang mit Armut in den Vogteiorten der Reichsritterschaft im Bauland“ thematisiert Helmut Neumaier, wobei er neben dem Versuch einer Typisierung der Armut (Bettler, Hausarme, kleinbäuerliche Schichten) auch auf die Bestrebungen zur Bekämpfung der Armut eingeht und den Beginn eines Projekts zur Hinterbliebenenfürsorge aufzeigen kann. Anzumerken ist, dass die Bezeichnungen „armer Mann“ „arme Leut“ oder „arme Unterthanen“ (z. B. S. 127–130) in der frühen Neuzeit auch im Sinne von „gemeiner Mann“ verwendet werden konnten und „arm“ nicht immer „mittellos“ bedeuten muss, wie etwa ein Blick in das Grimmsche Wörterbuch verdeutlicht. Annemarie Kinzelbach behandelt im Zusammenhang mit „Armut und Kranksein“ in oberdeutschen Reichsstädten städtische Beihilfen für Kranke, verdeutlicht mit einem Bauplan des Ulmer Spitals die Einrichtung und Multifunktionalität der Spitäler und weist darauf hin, dass die Armen- und Krankenfürsorge auch vom Gedanken an den Erhalt der städtischen Gemeinschaft motiviert war. Susanne Hofmann analysiert anhand der Schriften Ulrich Bräkers, des „Armen Manns im Tockenburg“, die Kommunalisierung der Armenfürsorge ebenso wie die Einrichtung von Zucht- und Arbeitshäusern vor dem Hintergrund pietistischer Arbeitsmoral und Aufklärung zur Erziehung und Besserung. Der jüdischen Fürsorge von der Antike bis zur Gegenwart gilt die Aufmerksamkeit Uri R. Kaufmanns. In der frühen Neuzeit spielten hier Beringungsbruderschaften für religiöse und wohltätige Zwecke eine wichtige Rolle. Die Juden

mussten ihre Fürsorge für Arme und Kranke selbst organisieren, wobei Spenden eine große Bedeutung zukommt und die Hilfe zur Selbsthilfe oberstes Prinzip war und ist.

Der dritte Teil des Buches ist mit „Fürsorge im aufgeklärten Absolutismus“ titulierte. Hans Ammerich zeigt in seinem Beitrag zur Armenfürsorge im Hochstift Speyer auf, dass auch in katholischen Gebieten die Armenfürsorge und die Bekämpfung der Armut, etwa durch Verbesserungen des Bildungswesens, zunehmend rationalisiert wurden. Sebastian Schmidt geht auf die „Kloster-Karitas und staatliche Armenfürsorge in Kurmainz am Ende des Alten Reiches“ ein. Aus protestantischer Sicht bildeten Klöster Hemmnisse bei einer modernen Almosenverteilung, da sie auch potentiell Arbeitsfähige und nicht nur wahrhaft Bedürftige versorgen würden. Im 18. Jahrhundert machten Zeitgenossen Klöster für Bettler verantwortlich, und Arme galten als ein Zeichen für das Versagen des Staates. Obgleich den Klöstern tatsächlich nur relativ bescheidene Mittel für Almosen zur Verfügung standen, behielten sie eine wichtige Stellung im Fürsorgewesen, trotz herrschaftlicher Reglementierungen des Almosenwesens und des Einsatzes von Zucht- und Arbeitshäusern zur Disziplinierung. Bernhard Schneider thematisiert in seinem Beitrag „Armenfürsorge und Bruderschaften im Horizont der katholischen Aufklärung“ die Aufhebung der Bruderschaften in habsburgischen Gebieten unter Joseph II. und die Bildung einer Einheitsbruderschaft, um die „wahren Armen“ zu versorgen und den Bettel zu bekämpfen. Obwohl die Einführung nicht überall erfolgreich war, so im Bistum Konstanz, ergaben sich in der Aufklärung enge Verbindungen von Kirche und Staat bei der Armenfürsorge, und die konfessionellen Unterschiede im Armutsdiskurs gingen – wenigstens in der Theorie – zunehmend verloren. Diese Perspektive stand in Differenz zum ultramontanen Konzept im 19. Jahrhundert mit relativer Staatsdistanz sowie traditionell kirchlichen Einrichtungen (Orden) und Vereinen, wobei die alleinige Kompetenz der Kirche bei der Lösung der „sozialen Frage“ gesehen wurde. Frank Konersmann entwickelt schließlich mit „gesellschaftlicher Extraposition und anthropologischer Grenzerfahrung“ zwei Kategorien für die Geschichte der christlichen Sozialtätigkeit, einer, so der Autor, „terra incognita“ der Geschichtswissenschaft, und überprüft sie anhand von zwei Fallbeispielen in der geschichtswissenschaftlichen Praxis. Auch wenn diese Kategorien sicherlich noch eingehender zu prüfen und zu diskutieren sein werden, so handelt es sich um eine für die weitere Erforschung der Geschichte der christlichen Fürsorgetätigkeit grundlegende Studie, die gerade auch zum Begreifen der in der jüngeren Vergangenheit aufgedeckten Missstände in Pflegeeinrichtungen beitragen kann.

Insgesamt liegt ein wichtiger Band vor, der die zahlreichen unterschiedlichen Aspekte der Thematik aufgreift und für künftige Forschungen wegweisende Ergebnisse beinhaltet.

Andreas Zekorn

Die Schwabenkinder. Arbeit in der Fremde vom 17. bis 20. Jahrhundert. Hg. vom Bauernhausmuseum, Stefan *Zimmermann* und Christine *Brugger*. Wolfegg. Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2012. 206 S. ISBN 978-3-7995-8047-2. € 14,90

Das Leben im Gebirge ist nie einfach gewesen. Das raue Klima mit den kurzen Vegetationsperioden und der karge Boden stellten die Bewohner der Alpentäler stets vor große Schwierigkeiten. Ihre Situation wurde zusätzlich noch durch das Bevölkerungswachstum in der Frühen Neuzeit und das teilweise im Alpenraum praktizierte Realerbrechtsrecht erschwert. Die Bevölkerung der Alpen reagierte auf diese fortwährenden Herausforderungen mit der Entwicklung verschiedener Migrationsformen. So gab es neben den immer wieder